

Erscheint täglich

Seine Konkurrentin.

Roman von

Heinz Ganger.

Nachdruck verboten

29. Fortsetzung.

Friedrich Bogellang lernte das eigentümliche Verhalten des Bauern in dieser Hinsicht sehr häufig kennen. Mittlerweile wartete das Gefährt des Hülfsliebhabers schon vor der Tür, und den Doktor gleich mitnehmen zu können. Dann handelte es sich um einen Fall, bei dem höchste Eile not tat. Wukite aber Jürgen Bösch erst bemerkt werden, eine Fuhre nach Eubbidow, Wendisch-Holland, Fahrtenhorst, Reetz, Brielebräder oder sonst einem der Orte, die für den Wirkungskreis des Jeschiner Arztes in Betracht kamen, zu machen, dann dürfte es etwas langsamer gehen.

Bösch hatte es überdies schon nicht sehr eilig. Am liebsten wäre er erst am nächsten Vormittag gefahren, da er aus Gründen, die mit der Vorliebe für einen ungestörten Schlaf zusammenhängen, ein prinzipieller Gegner der Nachtfahrten war. Sollte er sich aber dann endlich glücklich doch eingefunden, weil ihm nichts anderes übrigblieb, so pflegte er Doktor Bogellang stets zuerst zu sagen: „Was unter aller Doktor Brinkmeier war, der lagte immer: „Die Nacht ist zum Schlafen da, aber nicht zu Aufstehen über Land, zumal bei Dreiwetter. Morgen ist auch noch ein Tag. Und die Schulden oder Märlern in Dingsda wird bis morgen noch nicht gefordert sein. Ja, so lagte er. Und ich meine, Herr Doktor, ein recht's Dreiwetter haben wir jetzt auch, und es macht kein Vergnügen, sich da draußen herumzutreiben.“

„Was uns Vergnügen macht, danach geht es für uns beide nicht“, pflegte Bogellang dann zu sagen. „Wir kommen billigerweise unserer Pflicht nach. Damit müssen Sie sich abfinden, lieber Bösch. Wenn Sie aber meinen, es ging nicht mehr, dann muß ich mich eben nach einem Ersatz für Sie umsehen.“

Wozu dann Bösch nichts wissen wollte. Es ging schon noch. Er fuhr in die Hölle, wenn es sein mußte, und durch das Rote Meer oder durch die Wüste Sahara bis zum Nordpol mitten in der Nacht. Und was bezügliche sonstige Bezeugungen mehr waren. Wenn es allerdings dem Herrn Doktor nicht mehr reichte und er sich, wie der Kaiserin Sanitätsrat, ein Auto zulegen wollte oder so, dann ...

Friedrich Bogellang mußte bei beratigen ins Blaue gehenden Vermutungen Bösch's lächeln. Er und ein Auto! Dazu kam er wahrlich nicht bis an sein Lebensende nicht. Natürlich war es das ideale Beförderungsmittel für einen Arzt. Und wenn er gelegentlich etwas zu sagen gehabt hätte, dann würde er als erstes Geheiß das erlassen haben: „Jedem Arzt ist von Staats wegen ein Kraftwagen zur Verfügung zu stellen.“ Denn er war davon überzeugt, daß ein großer Prozentsatz aller Lebensfälle auf nicht genügend schnell zur Stelle gewesene Hilfe zurückzuführen sei.

Da Friedrich Bogellang nun lieber nicht ein Jünger Anstzes war, lieber auch nicht zu den Menschen gehörte, die Wertpapiere in genügender Anzahl besitzen, durfte er an die Möglichkeit, einen Kraftwagen für seine Fahrten über Land zur Verfügung zu haben, nicht denken. Aber die Beschaffung eines Kraftwagens hatte er schon häufiger erwogen und seine Kollegin um den Besitz eines solchen, besonders in der jetzigen arbeitsreichen Zeit, beneidet.

Auf den Dörfern nahm man sie ja so gut wie gar nicht in Anpruch. Etwas wählte dort kaum jemand, daß Jeschins auch einen weiblichen Arzt habe, und zum andern würde man wohl, auch wenn die Anwesenheit Käthe Venenarius nicht gewesen, in toleranter Bauerndenkungsweise von ihr nichts haben wissen wollen. Aber in Jeschin sollte man sie gern. Sie war immer so schön schnell da, verstand es, mit einem heiteren Wort, einem frohlichen Gesicht, wenn es anging, auch mit einem frischen Witz laubendes Sonnenlicht in die Krankenstube zu zaubern. Besonders gern mochten sie die Kinder. Aber auch Erwachsene saßen bei ihm sitzen, immer so tief, ernten sie zornig dreinblickenden Doktor vor. Wie weit die Vorliebe für sie ging, das merkte Friedrich Bogellang am besten. Denn er hatte in Jeschin trotz der epidemisch auftretenden Krankheit herzlich wenig zu tun. Sogar Eugen Salomon hatte sie neulich zu seiner Arbeit rufen lassen, allerdings nur, weil der Herr Doktor gerade über Land gewesen sei, wie er glaubte, sich bei seinem Vater, der gegen den nörgeleichen Ratsmann der reinste Engel war und den er nicht vor dem Kopf stoßen durfte, entzuliegen zu müssen. Aber er wußte das Rühmewort von ihr so viel, daß Bogellang ungewissheit fernhalten konnte, wie sie in so Terrain gewann und ihn verdrängte.

Nun, mochte sie! Er war ja sowieso davon überzeugt, daß Jeschins keine stehende Stätte für ihn sein konnte. Wenn es sonst seiner Umgegend noch glücklicher Überwindung der Grenze wieder zu dem alten Zustande gesegneter Gesundheit zurückgeführt und die Geschichte von einem Patienten ein Märchen sein würde, wenn erst Sabine Thomsen weit weg war — er jagt letzteres eigentlich immer in den Vordergrund seines Denkens — dann — ja, was sollte er dann wohl noch in Jeschin? Bei vertriebenen alten Deuten eine vermutete Krankheit feststellen? Oder mit dem Amtsgerichtsrat Sedusunselig spielen? Oder alle acht Tage von Eugen Salomon zum Abendessen gebeten werden, um Frau Melanie Salomons fürchterliches Berliner Deutsch anzuhören und Fraulein Aelchies konsequente Häfelwelt und gänzliche Schweißglattheit zu bewundern? Und sonst immer die nacketen Wände seiner alten Wohnung ohne Anrengung von draußen, ohne ihn zuzulanden Verkehr?

Nein! Jeschin war in jeder Hinsicht ein Refugium. Und wenn die Schwälle wiederkehrte und die Apfelbäume in Jatosbus Kangelsteinen Garten sich mit neuen Blüten schmückten, dann würde es wohl meistens so weit sein, daß Jürgen Bösch ihn in seinem Karozzchen zum Baum nach Ruffen fuhr, und mit der Peitsche nachwärts weisend, sagte, vielleicht etwas traurig, weil er aber wohl mit einem nicht miszuverstehenden Kopfschütteln: „Alles, das wäre da nur Jeschin gewesen.“

Heute fuhr er ihn von Wendisch-Holland heim. Es war gegen Mitternacht. Ein eisiger Wind blies ihnen entgegen.

kaufte die entlaunten Kronen der Strauchbäume und Hagte im Kiechgras um den entlohenen Sommer. Die jährliche Wundschmelze trotz hinter dem düsteren Strich fuhren auf Reeh zu auf und in den Wasserläden, die den ausgefahrenen Geleisen des Sandweges von Wendisch-Holland bis zur Eubbidower Chaussee, die später nach Jeschin abbog, keine Verbesserung brachten, spiegelten sich einige verlorene Sterne.

Jürgen Bösch sah mit in die Schültern vergrabenem Kopf verhöhet und zumangenebend auf den Vorberüh und murkte für sich über das erbärmliche Wetter und den noch erbärmlicheren Weg. Weiß Gott, es war kein Vergnügen, im November mitten in der Nacht Doktorfahrten über Land zu machen. Man war doch kein Junger mehr, das Reiten wollte überhaupt nicht mehr aus den alten Knochen heraus und den steifen Beinen des Braunen behagte dieses einige Unterwegsliegen auch nicht. Vielleicht war es doch am besten, wenn der Doktor sich nach einem anderen umlah.

Der war mit seinen Gedanken bei weitaus ernsteren Dingen. Seine jüchenden, fragenden Augen starrten über das dunkle, bleie Licht, das die Schauer des Winterwinters über den entblößten Teich bestien und das die Dornen des Sterbemäulens empfand.

Friedrich Bogellang hat seine gefürchte Stimm dem eiligen Ament der Luft, als habe er das Bestreben, sich in die hinter ihr wogenden Gedankenänge Klarheit und Erkenntnis wehen zu lassen.

Warum war so vieles auf der Welt nicht anders, als es war? Warum hatte er draußen in Wendisch-Holland wieder einmal an einem Totenbette stehen müssen, das taufend Hoffnungen und Wünsche mit sich in die Gruft hinabnahm?

Mit welcher Zuversicht hatten doch die lebenshungrigen Augen des jungen Weibes an seinem Gesicht sich festgelagert, als er zu ihm in die jährliche Bekammerung getreten war! Mit der glaubigen Zuversicht, dem fellestlichen Vertrauen: Du wirst mich gesund machen, du kannst es. Und wie mit einem eisernen Griffel geht hatte vorher im Fluß die Hand des jungen Bauern seinen Arm gepackt: „Herr Doktor, machen Sie meine Frau gesund. Wir sind knapp ein Jahr verheiratet. Und das Kind ist unterwegs.“ Ganz hier er hatte die Stimme des Mannes gefungen. Wie entsetzt von einer namenlosen Angst. Und dann der Aufschrei, dieser Gott und Menschen, auch ihn, den Arzt, anlangende, mit dem Schicksal habende, wehregene Aufschrei, als der Tod seine Beute entführte. Warum, ja, warum? Warum hatte die es junge Weib mit dem Leben unter dem Seizen herben mühe? Was das wiese Weltordnung, durfte man in einem solchen Falle voller Widersprüche noch an die leitende Hand eines höheren Weisens glauben?

Fragen, die Antworten ludsten und sie nicht fanden, hämmerten hinter der düster gefürchte Stimm des Arztes. Qualende Zweifel peinigten ihn. Immer wieder tauchte das Warum? wie ein Blitzkeil in seinem Hirn auf.

Und mitten hinein in sein ausgetragenes Gräßeln und Suchen irrte plötzlich der Gedanke an sein Selbst. Lag die Schuld bei ihm? War er ein Stümper, der seine Sache nicht verstand, bei dem es also gar kein Wunder war, daß ihm seine Patienten unter den Händen starben?

Er hatte jetzt in kaum vierzehn Tagen den fünften Todesfall. Zwar sagte er sich, alles Mögliche mit bestem Willen ausgeführt und angeordnet zu haben. Aber eben, da lag ja das Entscheidende: alles Wissen führt nicht auswendig bis in die Tiefe der Erkenntnis, es bleibt Stümmel.

Friedrich Bogellang war in seinem Gräßeln so weit gekommen, an sein Denken nicht mehr zu glauben, von seiner ärztlichen Kunst anzunehmen, daß sie nichts taugte, daß er sie nicht richtig auszubilden verstehe. Wenn aber ein Mensch seine Gedankenreisen bis zu diesem Tiefstand hinabgeführt hat, dann ist es schwer, wieder das Tor zum Aufstieg zu finden. Der Glaube an sich selbst, das Vertrauen zu seinem Können sind bei Tiefstehen der Kraft, ihr Ziel beizubehalten das Verlangen des Mechanismus und bedingt den Sturz.

Auch Friedrich Bogellang stand hart vor dem Sturz. Er glied in diesen Augenblicken einem Piloten, dem das Steuerband aus den Händen zu entgleiten droht und der die Gewalt über sein Flugzeug zu verlieren scheint, in der letzten Sekunde höchster Gefahr aber sich zumangeneht und die Herrschaft über seinen der Erde zulaufenden Riesenogel wiedererlangt.

Friedrich Bogellang gab sich einen ärgerlichen Ruck und kniff die Lippen zuammen. Was wollte er? Weshalb verlor er eine Schuld bei sich nachzuweisen? Er hatte alle seine Pflichten gewissenhaft erfüllt. Die junge Bäuerin hätte nicht sterben müssen, wenn man ihn rechtzeitig geholt und nicht bis zum letzten Augenblick gewartet hätte. Wie das gewöhnlich geschah.

Er lechte sich mit einer unmutigen Bewegung an das harte, mit zerfetzten grauen Stoff bepannte Rückenissen und harrte mit einer Art Berstendigkeit in die dunkle Ferne.

Diese Dunkelheit der Nornenberndt, sturmduchweht und fernenlos, das war das Leben. Wenn man mit ihm fertig werden wollte, dann durfte man seinen Wunderlichkeiten nicht mit gräßelnden Bitterleiten entgegenzutreten, sondern mußte sich bemühen, den verborgenen goldenen Sternen nachzuspüren, die selbst dem düsteren Leben Licht auf den Pfad werfen, wie auch die dunkelste Nornenberndt nicht ohne Sterne ist.

Das bedachte Friedrich Bogellang. Und wenn er es sich nun als Rezept verstand, nach den Sternen zu suchen? Würde er seinen Gewinn haben, den, das Leben besser verstehen zu lernen, als er jetzt verstand? Ja, er würde ein Sternensucher werden. Und er wollte es. — Es würde nicht immer leicht sein. Aber wenn man sich Mühe gab, es ernst nahm, dann konnte auch der Erfolg nicht ausbleiben.

Als der trostlos aufgewachte Sandweg sich endlich zur Eubbidower Chaussee hinwand und Jürgen Bösch die Peitsche hob, um seine Braune zu einer schnelleren Gangart anzutreiben, klang ein Ruf aus der Dunkelheit an sein Ohr. Das Pferd stutete und bäumte auf.

„So, so, ho, ho!“ berührte Bösch, zog die Reinen straffer an und rief ärgertlich in die Dunkelheit zurück: „Wer ist denn da? Was ist denn los? Zum Donnerwetter ein!“

(Fortsetzung i.)

„Du bist die Kuh ...“

(Nachdruck verboten).

„Du bist die Kuh, du bist der Frieden“  
Sang Rüdert seinen lieben Viten.  
Ach, ich — hab' jene Rets gemieben.  
Die's nur mit Kuh' und Frieden halten!  
Wir wollen aber besser taugen,  
Ich schätze lampbereite Frauen,  
Die led mit großen Feuerzungen  
Ims unruhigste Dainin schauen.

Zwar ach! ich Rüdert's schöne Strophen,  
Die feingedächlichen Brillanten.  
Doch ich — ich will nicht hinterm Dien  
Verlassen sein mit Wahn und Tanten!  
Ich danke für die milden Gliten  
Und der gebavnten Kestel' Damit.  
Klein, lieber soll mein Herz verbluten  
Im Kampf um trostige Frauengunst.

Gustav Hochstetter.

Die Stimme der Stummen.

Von

Gans Brand.

(Nachdruck verboten).

Als die erst wenige Jahrzehnte zuvor neuaufgebauete Pflanz, obwohl sie seit altersher für unheimlich galt, aus der Ferne des Tales von einer ihr damals gerade aufkommenden Dornenbüschigen zumangenehten und während vor der alten kümmerlichen Burg feindliche Nachbarn oft monatelang vergeblich lagen, in ein paar Tagen von den kaiserlichen Truppen, welche ausgeschild waren, das Land von den Raubrittern zu säubern, erobert wurde: erlitt auch den letzten Burggrafen, Graf Heribert, sein Schicksal. Er, dem die Frau und das einzige Kind, ein Junge, bereits vor Jahren gestorben waren, wurde dazu verurteilt, an einem Alt der Götter aufgeschlupft zu werden, die an jenem Kreuzweg in Lat stand, der sich für die Herran von der Pflanz seit Jahrhunderten als besonders ertragreich bei der ritzerlichen Gewinnung ihrer Einkünfte erwiesen hatte.

Als Graf Heribert, der weniger seine, als die Sünden seiner Väter zu büßen hatte, den Fuß auf die unterste Stufe der Leiter setzte, die ihm für die letzten Schritte auf seinem Erbenweg dienlich sein sollte, beteuerte er — mehr sich selber als den Umstehenden —: „Alles Männerkraut käme daher, daß er man sich von den Weibern zum Mitleid beschwächen lasse. Da er den Zweifel der Umstehenden gewährte, sagte er mit der Rechten zu der zerfetzten Burg seiner Frau hinauf und schrie den Ungläubigen ins Gesicht: Die Pflanz hänge noch und würde auch in hundertmalhundert Jahren von keinem Feind eingenommen werden sein, wenn er, statt auf den falschen Rat seiner wehmütigen Frau auf das hämmernde Geheiß seines Manneshergens gehört hätte. Dem Drängen der Neugieriggewordenen, von denen einer der Vordrängenden Wiene machte, ihm, dann er nicht mit seinem Geheimnis ins Jenenits entlämpfte, mit den Fäusten anzupacken und festzuhalten, antwortete er — ein paar Stufen höher steigend und sich dadurch auch in diesem Augenblick noch eine Art Freiheit rettend — mit einem ergrimm grimmigen Satz: „Du bist die Kuh, du bist der Frieden.“

Bekanntlich war im Mittelalter auch in Deutschland der Glaube weitverbreitet, eine Burg könne nur dann niemandem zum Feinde erobert werden, wenn in ihr Fundament beim Bau ein lebendiges Kind, das noch kein verständliches Wort sprechen konnte, eingemauert würde. So sollte auch, als Heribert von der Pflanz an Stelle der verwitterten alten Raubburg einen neuen Burgbau aufzuführen begann, ein kleines Kind — der Sitte gemäß in einem Kasten, in dem man es mit Bewegung werden. Daß die Gräfin Aelheid von der Pflanz ihr ererbtes geborenes, damals halbjähriges Söhnchen zu dem Opfer — das doch den Pfletern zugute kommen sollte — in die bergab, was selbstverständlich, Aber während in früheren Zeiten die Burggraben nicht viel zu fragen und zu fadeln pflegten, sondern ihren Dienstleuten einfach formalmachen, was sie an totem und lebendigen Inventar — und mehr als ein Stück ihres Inventars bedeutete für sie ein Dienstmannsfind ja nicht — zu irgendwelchen Zwecken brauchten, war im Wandel der Zeiten der Herenglaube selbst der Pflezer ein wenig lieh geworden, so daß ein Graf Heribert auf Bitten seiner Frau, die an der Wiege ihres Jungen das Schicksal der kinderbrauten Mutter bedacht haben mochte, sich schließlich dazu verstand, in allen Dörfern, die rundum zu Füßen der Pflanz lagen, Bekannnt machen zu lassen, daß sein Kind zu dem Zweck der Einmauerung hergab, dreihundert bisblaube Goldgulden er-

halten sollte. Lange fand ich, trotz der reichen Summe Geldes, niemand, der bereit war, mein unumgängliches Rindlein dem Tod zu verkaufen. Schon wollte der Graf zu dem vielbesprochenen Brauch seiner Väter: ohne Bezahlung zu nehmen, wies er mich ab, auch in diesem Falle zu verkaufen, als eine arme Witwe aus dem benachbarten Dreiershausen erschien und ihm ihr vierjähriges taubstummes Mädchen zu der Einmauerung anbot. Graf Heribert, misstrauisch, wie er in allen Dingen war, glaubte anfangs, die Mutter möchte, um des gleichbleibenden Goldes halber, sich zu verkaufen, das Kind zu dem Summbein nur abgerichtet haben und bedang bewegen, ehe er den Handel abschloß, eine zweimöchige Prüfungszeit aus. Aber alle Proben, auf die er das von der Mutter getrennte Mädchen stellte, erwiesen unzulänglich, daß es weder hätte, noch irgendeinen menschlichen Wortes mächtig wäre und mithin der Grundforderung des alten Brauches genüge. So ließ den Grafen Heribert von der Pflanze die Dreiershäuser Mutter rufen, zahlte ihr statt der ausgebotenen dreihundert Gulden zweihundert — den Rest sollte sie erst erhalten, wenn die Operation vollbracht war — Die ins Stoden getratene Ausfischung der Pflanze wurde wurde wieder aufgenommen und alles für die Feiter der Einmauerung vordereitet.

Als die Stunde der Opferung kam, hatte sich viel Bolts auf der Spitze des Berges eingefunden. Denn das ein vierjähriges Kind, also eines, das, trotz seiner Stummheit, doch irgendwie begreifen mußte, was mit ihm geschah, eingemauert wurde, war laubert Weilen in der Hand noch nicht geschien. Das Kind, ein hochschönes Mädchen, sah, als es an der Hand einer Waise, die ihm mehrmals vorbeilief, mit der freien linken übers Haar glitt, auf das wartende Volt zumal mit verunruhigten Augen umher und suchte nach seiner Mutter. Die unter dem das Gebot des Grafen, sich zu dieser Stunde nicht auf der Pflanze bilden zu lassen, für nichts gesacht, hielt sich aber unter dem Volt so sorglich verborgen, daß das Mädchen vergeblich nach der, die es geboren hatte, ausguckte. Wie es nun so mit fragenden Augen von einem zum anderen blickte, bald den Grafen und sein Gefolge, bald die harrende Menge, die wartenden Maurer und seine plötzlich aufwachsende Begleiterin anah, die es in den beiden Wänden, da sie es pflegte, liebgewonnen hatte und sich, ohne daß jemand es gemerkt hätte, eine erdenkliche fruchtlos gebliebene Nähe gegeben hatte, der Stummheit wenigstens das eine Wort Mutter zu hören und es dadurch vor dem Tode zu retten, da entzündete sich in der Seele des Kindes die Flamme der Angst und schlug mit der schmerzhaften Stummheit des Nicht-Mutter-finden-Räumens über ihn zusammen. Schon wollte auf den Wink des Meisters, der gleich den allermeisten des Volkes das Angelegte gebührt hatte, und der Qual schnell ein Ende zu machen gedachte, der vorher dazu bestimmte Wörtlein, ein halbverdrorbener Kerl, auszusprechen, das Kind paden und in den Jorgian bereiten Mitternacht — in dem die beiden Wenden nicht verzeihen waren — hineinzumängen, als Heribert von der Pflanze der Lodung des Berufers erlag. Er trat zwischen den Wörtlein und das Kind, und, um allen unwillkürlich zu beweisen, daß auch diesmal der Sitte vollauf Genüge geschähe, da das Mädchen trotz seiner vier Jahre noch kein Wort sprechen konnte, fragte er die Zuhörer, die mit den Augen ihrer Seele an seinen Lippen hing: „Was ist wieder als ein Sammelstein? Gib Antwort und du hast dein Leben gerettet.“ Set es nun, daß die Angst dem Mädchen Kräfte gab, die es bis auf diese Stunde noch nicht besaß, lei es, daß Heribert ein Wünder an ihm tat — da antwortete die todgemehrte Stimme dem Grafen, antwortete so laut und klar, daß jede Silbe bis in den letzten Reihen des Volkes zu vernehmen war: „Der Mutter Brust ist wieder als ein Sammelstein! und sojoglich, die der Graf vor Staunen wieder zu sich kam, fuhr das Mädchen fort: „Aber der Mutter Herz war harte als ein Stein.“ Dieser Anrede gab aus der hintersten Reihe der Menge, von der einige demütig stumm auf die Erde niedergebnieht waren, andere verzückt Gesichter und Hände gen Himmel warfen, der Schrei eines Weibes Antwort, und „Mutter! Mutter!“ antwortete die von ihrer Stummheit Erlöste dieses Antwortkrei. Durch die Walle, die sich in der Volksmenge im Nu gebildet hatte, würgte die Angersene, warf dem von der Pflanze die 200 Goldgulden vor die Füße, rief das Kind an sich, überstürzt sie mit Küffen, nahm es bei der Hand und ging mit ihm, ohne daß einer aus der zahllosen Schar Wiene machte, es zu verhindern, nach Dreiershausen hinab.

So hat Graf Heribert die Pflanze aufgeschaut, ohne daß ein Feiner in das Fundament eingemauert wurde, und dadurch — seiner Meinung nach — die Möglichkeit ihres Falles, den Untergang seines Geschlechtes und sein eigenes Ende in der Streu-Eiche verschuldet, an der von der Pflanze bisher nur hatten aufhängen lassen.

## Flauberts Tagebücher.

Von Hermann Gimel.

(Nachdruck verboten.)

E. W. Fischer hat im Verlag Kiepenheuer (Votsdam) die Tagebücher Flauberts herausgegeben. Fischer schreibt im Nachwort zum zweiten Bande: „Es konnte nicht die Aufgabe der vorliegenden Uebersetzung sein, aus den hingeworfenen Notizen ein glattes, leicht lesbares Buch zu machen; ihre harte, schroffe, eindringliche Unmittelbarkeit mußte mit all ihrer zägen Unangenehmheit und mancher Dunkelheit bestehen bleiben.“ — Flaubert läßt sich die Eigenart der Notizenbeschreibungen Flauberts nicht umhin, die Singewortenen Notizen, das gewöhnliche Anrede und heitere, geschlossene Aufzeichnungen. Die sidormäßig behandelten Abschnitte werden zum Teil für den Leser auf die Dauer langweilig wirken. Dafür entschädigen andere Teile in reichem Maße, wie die Bretagne-Wanderung, „Ueber Feld und Strand“, die „Reise nach Karthago“ und andere Berichte.

Im ganzen genommen ist diese deutsche Publikation eine Tat, für die man dem Verlag und dem Herausgeber dankbar sein muß. Aber die drei Bücher aufmerksam liest, die Anmerkungen verfolgt, wird interessante Züge der Persönlichkeit des Schöpfers der „Madame Bovary“ und des prächtigen historischen Romanes „Salambo“ klar erkennen lassen. Eine eingehendere Betrachtung der Tagebücher an dieser Stelle erscheint uns deshalb zweckmäßig.

Es liegen ihnen die Notizen Flauberts zugrunde. Sie sind erwachsen aus einer intimen, familiären Lebensbeziehung, aus einer Freundschaft aus dem Leben und dem Schreiben. Das sind die schwingen leise melancholische Läne. Mancherlei geschwätzt, bekannt aus zeitgenössischen Berichten, erscheinen in zeitlicher Beziehung. — Ueber Flauberts Verhältnis zu Madame Frouard, dem Vorbild der Maria aus dem Roman „Romance“, erfahren wir in den Tagebüchern leise Andeutungen. Im ersten Bande widmet Flaubert der Arie die die Karte in Marseille, in der sich das Hotel Rivoli befand, wo

Flaubert Madame F. kennen lernte, eine eingehende Darstellung, die Zeugnis ablegt von seiner intensiven Beobachtung. Die Rue de la Darfe war voll von Gelehrten aller Nationen, Juden, Armenier, Griechen, alle in Nationalkostüm; sie füllten die Schemen, scherzten mit den Mädchen, stießen Weintraube um, sangen, tanzten, liebten, ganz wie es ihnen paßte.“ (Bd. I, S. 85.)

In dieser Straße, wo alles in heißer Lebensfreude und Einmaligkeit tollte, fand auch Flaubert ein zartes Erlebnis. Der Briefwechsel mit dieser Frau ist uns leider nicht erhalten geblieben. Einige Jahre darauf war Flaubert wieder in Marseille. Natürlich wollte er auch Madame F. aufsuchen. Wir lesen im ersten Bande (S. 131):

„Ankunft in Marseille bei Regen. Orient-Gelbe. — Gleich am Abend zum Hotel Riche; ganz düster, keine Lichter, noch glänzendes Perlmutter unter der Gaslampe; ich hatte Mühe, die Seele zu ergründen.“ — „Man schreibt seine Erinnerungen, um andere Erinnerungen damit zu verbinden.“ — Ein Brief Flauberts an einen Freund gibt zu diesen Tagebuchaufzeichnungen gute Erläuterungen: „In Marseille werde ich Madame F. besuchen, das wird eigentlichlich scheinlich und passig sein, besonders, wenn sie inzwischen häufig geworden ist, was ich erwarte.“ In einem anderen Briefe an denselben Bekannten schreibt Flaubert: „In M. habe ich die Bewohner des Hotels Rivoli nicht auffinden können; ich bin daran vorbeigegangen, ich habe die Stufen und die Tür wiedersehen; die Fensterläden waren geschlossen, das Hotel lag verlassen.“ In das nicht ein Symbol? — Mit diesen Briefen ist auch die Stelle im zweiten Bande (S. 36) in Einklang zu bringen: „Ich gehe wieder am (geschlossenen) Hotel de la Darfe vorbei, und ich habe Mühe, die Tür wiederzuerkennen.“

Nach einer Stelle erinnert an ein Liebeserlebnis, und zwar folgende Zeilen, die sich in der Bretagne-Schilderung, „Ueber Feld und Strand“ auf Seite 639 finden: Dort heißt es u. a.: „Es war vor fünf Jahren um dieselbe Zeit, und in einer warmen Nacht, ich ging ganz allein in der Richtung auf Trouville. Der Tag drach an, und ich ging dort fest; aber diesmal sollte ich dort nicht eine Familie finden und eine Jungfrau mitnehmen; ich sollte dort nur Erinnerungen antreffen und für den Ort selbst eine Art von verweirtem Haß empfinden.“ — Diese Notiz hat Bezug auf die Bekanntschaft mit Frau Schölerger, der Gattin eines Musikdirektors. In den „Erlebnissen eines Narren“ schreibt Flaubert ausführlich über jene Angelegenheit.

Die Aufzeichnungen über die Italienreise (III. Bd.) sind stellenweise zu sehr nach dem eigenen gedanklichen Erleben orientiert, so daß wir oft nicht die rechte Fühlung zu dem Inhalt bekommen. Besonders wird dies bei den Kunstbesichtigungen der Fall sein. Auch hier jedoch einige Ausnahmen, wo uns die Kunst und Freiheit der Beobachtung erfreut. Ueber die „Zängerinnen von Soroklanum“ schreibt er: „Nichts auf der Welt ist traumhafter als diese Gestalten im Flug auf ihren schwarzen Gruben; sie haben etwas Traumbisches, sind düstig, ätherisch farbig. Was ihren Reiz ausmacht, ist, daß sie wenig ausgefüllt sind; obgleich von kleinen Dimensionen (vier Zoll höchsten), sind sie sehr breit behaart und gemacht, um von weitem betrachtet zu werden.“

Ein anderer Wert, die Verhöhnung des heiligen Antonius von Bruggel im Palazzo Sabbi in Genua wird fäcker auf ihn, als manches künstlerisch bedeutend höher zu wertende Bild. Er schreibt darüber (Bd. I, S. 14): „Dies Bild erscheint zuerst mir, dann wird es für die meisten fremdartig, für einige furios und für andere noch etwas mehr; für mich hat es die ganze Galerie überstrahlt, ich erinnere mich schon nicht mehr der übrigen Bilder.“ Das Wert gab ihm Anregung für sein Schaffen (die Verhöhnung des heiligen Antonius). Wir erfahren aus den Aufzeichnungen über Silbwerke, Bronzen und Plastiken, wie viel Flaubert an eindringlicher Kunstbetrachtung gelassen war.

Gelegentlich weiß er auch seiner Auffassung über Schule und Bildung unzuweilendig Ausdruck zu geben. Im ersten Bande (S. 26) schreibt er anlässlich seines Aufstehens in Vorbezug: „Nichts fehlt, um den Sinn der Kinder abzukumpfen, nicht einmal eine Schule. Man denke nicht, daß sie sich am Abend, wenn ihre Glieder ermüdet, wenn ihre Ohren taub sind, ins Gras streuen, den Mond betrachten, in frohem Schwarm in die Felder laufen können, um reife Trauben zu pflücken. — Zum Teufel auch, wo bliebe da die Moral? Wenn sie ihre Hände gewaschen haben, steigen sie eine Treppe höher; vor stolischen Mordel geht's an den geistlichen Küch. Man lehrt sie lesen und schreiben, man unterrichtet sie in Geschichte, Geographie und in den vier Speizes; denen, die am meisten fortgeschritten sind, in die „Jehesit“ nützlicher Kenntnisse vorgelesen, an warmen Sommerabenden müssen sie dem Schulmeister bei rauchenden Lampen zuhören; mit den Händen sitzen sie gegen den blauen, sternbedeckten Himmel, bilden auf die mit Zahlenreihen bedeckte Wandtafel und lassen sich die Regeln erklären, anstatt die Lieder zu singen, die ihre Väter in ihrer Jugend ihren Vätern vorgelesen haben am Abend auf der Bank vor ihrem Hause.“ — Die Sätze kennzeichnen Flauberts frühen Sinn und seine Einschätzung gewisser Jospigkeiten, sind eines jedes Land frant. Der Speicher mit seinen verdorrten Ährlichen und Eitelkeiten ist überall zu finden. Ihm galt ja auch Flauberts besondere Liebe.

Beim Lesen der Palatina-Aufzeichnungen hören wir das Malen, das sich später zu der ausgezeichneten Novelle „Herodias“ verdrückte. Die Fahrt nach Karthago galt ebenfalls Studienzwecken. In einer Anmerkung der französischen Ausgabe der Tagebücher heißt es: „Diese Notizen hat Flaubert von Tag zu Tag in sein Tagebuch eingetragen, während der Reise, die er im Hinblick auf „Salambo“ nach Afrika machte.“ — Zu Beginn dieser Aufzeichnungen kann sich Flaubert einige spitzige Bemerkungen über drei ihm so liebe „Spießer“ nicht verhehlen (S. 369): „Meine drei Reisegefährten (auf der Fahrt nach Lyon), von Dummeit frohen: Nummer eins, blond mit Spitzbart; Nummer zwei, ein alter, weißhaariger, schwerfälliger Kerl mit Gelbtragen auf seinem Munde; Nummer drei, ein seiner Herr, „aus dem Norden“, beschäftigt sich mit Landwirtshaft und verbreitet sich über Cde.“

Dann beginnen die sidormartigen Notizen, die für den Leser selbstverständlich nicht immer anregend sein können. Was interessiert uns z. B. an dieser Stelle: „Duar El-Schot.“ — Handwerker. — Doktor Soap, Waisen in seinem Hof, Duh.“ — Für Flaubert waren es Gedankenerlöser, die er mittels der Erinnerung jederzeit zum tatsächlichen Erlebnis und Schauen beleben konnte, für uns sind es zinslose, belanglose Notierungen, über die man schnell hinwegzieht. Ganz anders jene Partien: „Gegenüber: (Wannmedial) die Spitze von Golette; das ganze Karthago liegt vor mir, als ich mich befinden; weiße Häuser, grüne Stellen; Cetre. de. Im Westen habe ich die Ebene, die sich nach Tunis zu erstreckt; links die Spitze von Romat, eine Buche, im Hintergrunde niedrige Berge. Im Norden das offene Meer. Auf einer Terrasse im Dromedary, das ein Brunnenrecht; es war das gemäß in

Karthago.“ — Hier kommt sich unwillkürlich ein Landkischtsbild von höchster Intensität, das besonders den, der jene Gegend aus persönlicher Anschauung kennt, paßt. In eindringlichen Farben und Strichen zeichnet Flaubert das Land und seine Bewohner. Er arbeitet sich mit einer gewissen Vollkraft hinein in die Eigenart jener Gegend, die den Szanzplatz zu seinem monumentalen Werk „Salambo“ abgeben. Und in dieser Leidenschaft des Schauens und In-sich-Aufnehmens schreibt er am Schluß der „Reise nach Karthago“: „Meine Reize liegt weit hinter mir, ich vergehen; alles wagt sich in meinem Kopf durchdringend, mir ist, als läme ich von einem Wasenball, der zwei Monate gebohrt hätte. Werde ich arbeiten? Werde ich mich bewegen? — Mühen alle Kraft! Werde ich eingelenken mich durchdringend und in mein Buch ausströmen. Herbei, Mächte des Fortschritts! Wieder-erlebender Geist des Altertums, herbei! Herbei! Durch Schönheit soll Leben und Wahrheit jähornen, trotz allem. Sei meinem Willen gnädig, Gott der Seelen! Gib mir die Kraft, — und die Hoffnung.“ . . . . .

Sein heißes Sehnen wurde Erfüllung.

## Bunte Zeitung.

Die Suppe. In Wien „Mittag“ finden wir dieses erschütternde Bild Wiener Elends: Die zahlreichen Entente-Kommissionen, die Wien bevölkern, um unser Elend zu studieren, sehen gewiß manches, was geeignet ist, die Hilfe für uns dringend zu gestalten. Aber Vorsicht! wie nicht, den wir hier in die Dessenlichkeit bringen, lassen sie sich. Aus einer Wohltätigkeitsliste für die Armen der Armen trägt ein Kind eine Schüssel mit der zweifelhafte Würde, die dort verabfolgt wird. Das Kind halpirt und fällt. Die Schüssel zerbricht. Und nach einer Weile seiner trübseligen Schmerzes schreit das Kind der häuslichen Strafe entgegen. Hunde laufen auf. Erst ist einer in der Straße, dann viele. Und sie beginnen zu lachen. Lachen mit Hingebung, und vergessen, daß sie eigentlich ein Verlebenshindernis sind. Leute bleiben stehen und lachen. Es ist doch lustig. . . . . Kurze Zeit darauf ist die Straße wieder leer. Nur der unglückliche Fied auf dem Pfaster und die Scherben verraten eine banale Kinderangst. Ein alter Mann verläßt die Suppenhalle. Er wankt über die Straße. Krampfhaft hält er in den stitternden Händen den Topf. Sein Bild ist auf die schwaberrnde Brücke gerichtet. So sieht er den dunklen Fied nicht und gleitet aus. Die Schiffe des Zopfinfalles ist erschüttert. Ein paar Stunden lang ist der Kreis seltsamlos. Dann hiet er hin, stellt den Topf behutlich zur Seite. Und beginnt die verregelte Suppe von den Steinen aufzuheben. Ihm ist der warme Tropfen Gott, und er scheint sich nicht, dem, was sein armes Leben erhält, öffentlich zu dienen. Niemand bleibt stehen und lacht. Das tiefere Mitleid mit uns selbst ist weniger öffentlich, denn es ist im Grunde Scham. So kann der alte Mann die Suppe scheinbar unbeachtet aufschürfen, wie es vorhin die Hunde getan haben. Dies haben sie nicht (die uns den Zutommenstaus mit uneren Weibern im Reich verboten), aber sie müssen es wissen. . . . .

## Literatur.

Edgar Igel, Das Buch der Oper. I. Die deutschen Meister von G. H. B. Wagner. 2. Auflage. (Berlin. Max Hefles Verlag.)

Ein ausgezeichnetes Buch, dessen Fortsätze nicht nur jedem Liebhaber ausdrücklich empfohlen werden kann, sondern auch besonders Praktikern, wie Operndirigenten und Komponisten, Theaterdirektoren und Regisseuren, Sängern und Kapellmeistern. Was Vorkaupt in seiner Dramaturgie der Oper verurteilt, aber auf dem speziell musikalischen Gebiet doch nur unvollkommen verurteilt hat, unternimmt hier ein in Theorie und Praxis heimischer Künstler aufzugeben, nämlich worauf es in der Oper vor allem ankommt. Die Bewertung der Oper hat im Laufe der Zeit manche Wandlung erfahren, das Gewicht neigt bald mehr auf die dramatische, bald auf die musikalische Seite. Ihn beherrscht der Stoff nicht nur als Inhalt und Stoffeiter, sondern ist selbst ein Schöpfender. Der Grund, warum in der Opergeschichte so viele Mißerfolge zu verzeichnen sind, sieht er vor allem in dem Mangel an Theaterinn, eine Erscheinung, die sich bis in die neueste Zeit nachweisen läßt. Musterbeispiele für Opernkomponisten, denen dieser Sinn in hohem Maße eigen war, sind u. a. Gluck, Wagner, Verdi. Igel gibt eine eingehende Darstellung der Entwicklung der Oper seit Paris „Dafne“ und behandelt die Meisterwerke von Gluck Orpheus bis Wagners Parsifal in ausführender dramaturgischer und musikalischer Analyse, dabei überall die zeitgeschichtlichen Zusammenhänge und die besonderen Umstände, die auf die Gestaltung der Werke von Einfluß waren, hell beleuchtend. Interessante Parallelen, wie zwischen Kurprinz und Wotan, werden besonders häufig auf die Gemeinsamkeit der inneren Gestalt von Myktradamas. Der dritte Teil des 400 Seiten starken Buches ist Wagners Werk gewidmet. In einer tiefgründigen Analyse der Meisteringer zeigt Verfasser, wie ein Operndirigenter beschaffen sein soll, um das Verständnis des Lesers und Hörs zu fördern, im Gegensatz zu den bekannten populären Deutwohererklärungen, die an der Oberfläche haften bleiben. Ueber Wagners Reformpläne, die in vielen an Gluck erinnern, über den Wandel seiner Anschauungen, über das Verhältnis seiner Opern zu seinen Theorien wird der Leser auf genaue unterrichtet. So wird sich auch die zweite Auflage mit derselben Schnelligkeit verbreiten, wie die erste, die bereits nach wenigen Wochen vergriffen war.

Dr. A. Kiemann.

Werkstätten und Bilanz. Von Fritz Apherall. Frankfurt a. M. 1921. Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag.

Adam Rißhaupt. Die „Kens Schar“ in Thüringen. Verlag Eugen Dieckhoff, Jena 1921.

Der Reichshof nach offentlichen und privaten Recht. Von Dr. jur. Heinrich Lewin, Regierungsrat, Referent im Landesfinanzamt Brandenburg (Zeitgenössische Steuerfragen Heft Nr. 19). Verlag von Franz Vahlen in Berlin W. 9, Vinfstraße 16.

Wladimir Solowjew, der russische Philosoph. Das Streben nach Standpunkte der Ethik, überfetzt und eingeleitet von Dr. S. Hallin, Berlin 1921. Verlag Franz Vahlen, Berlin W. 9, Vinfstraße 16.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 65, Frankfurt 4320 u. 1630.

Wälschle. In der Kette in Nr. 123 der Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“ ist im Februarheft durch falschen Druck ein Wort der 7. Zeile unleserlich geworden. Es heißt: Paas.